



Das Wort



# Das Wort

Seine strukturelle und kulturelle Dimension

Festschrift für Oskar Reichmann  
zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von Vilmos Ágel, Andreas Gardt,  
Ulrike Haß-Zumkehr und Thorsten Roelcke

Niemeyer

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Das Wort : seine strukturelle und kulturelle Dimension ; Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag / hrsg. von Vilmos Ágel .... – Tübingen: Niemeyer, 2002*

ISBN 3-484-73058-7

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

## Inhaltsverzeichnis

Oskar Reichmann Zu Biographie und wissenschaftlichem Werk .....	IX
Oskar Reichmann als Betreuer von Promotionen und Habilitationen .....	XIII
I. Systematische und gegenwartsbezogene Aspekte	
Vilmos Ágel/Roland Kehrein Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik .....	3
Dirk Geeraerts The scope of diachronic onomasiology .....	29
Ulrike Haß-Zumkehr Das Wort in der Korpuslinguistik Chancen und Probleme empirischer Lexikologie .....	45
Anja Lobenstein-Reichmann Die Syntagmenangabe – ein Stiefkind der Bedeutungslexikographie .....	71
Heino Speer Rechtssprachlexikographie und neue Medien .....	89
Andreas Gardt Wort, Text und Bedeutung Aspekte der semantischen Erschließung von Texten .....	111
Jochen A. Bär Das Wort im Spiegel der Sprachkritik .....	133

## VI

Peter Wiesinger Austriazismen als Politikum Zur Sprachpolitik in Österreich .....	159
Anne Betten/Peter Mauser Deutsche Wörter im Exil .....	183
Stefan Sonderegger Philologische Probleme der deutschen Bibelübersetzung: der Prolog des Lukas-Evangeliums .....	201
Gerhard Rau Zur Funktionalität des Wort-Gottes-Theologie im 20. Jahrhundert .....	217
II. Die historische Dimension	
Klaus-Peter Wegera „ <i>mich enhabe diu âventiure betrogen</i> “ Ein Beitrag zur Wort- und Begriffsgeschichte von <i>âventiure</i> im Mittelhochdeutschen .....	229
Wilhelm Kühlmann Rätsel der Wörter Zur Diskussion von ‚Fachsprache‘ und Lexikographie im Umkreis der Paracelsisten des 16. Jahrhunderts .....	245
Joachim Telle Fachschriftsteller als „Rhätterschreiber“ Rätselreime aus deutschen Alchemica der frühen Neuzeit .....	263
Werner Besch Lexikalischer Wandel in der Zürcher Bibel Eine Längsschnittstudie .....	279
Joachim Schildt Präfigierung von Simplexverben – Beobachtungen zur semantischen Entwicklung frühneuhochdeutscher Verben .....	297
Thorsten Roelcke Das Niederländische in der deutschen Sprachreflexion des Barock und der Aufklärung .....	303

Hartmut Schmidt	
Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? .....	321
Verzeichnis der Beiträge .....	343



## Oskar Reichmann

### Zu Biographie und wissenschaftlichem Werk

Oskar Reichmann einen Band zu widmen, dessen Gegenstand das Wort ist, wird niemanden verwundern. Von seiner Marburger Dissertation, die sich mit dem Wortschatz der Siegerländer Land- und Haubergswirtschaft befasst, über die *Germanistische Lexikologie* bis zum *Frühneuhochdeutschen Wörterbuch* stand und steht der größte Teil seines Schaffens im Zeichen der Beschäftigung mit Wörtern in ihren strukturellen Eigenschaften und kulturellen Bezügen.

Wissenschaftlich kam Oskar Reichmann mit den Wörtern erstmals in Marburg in Kontakt. Aus dem siegerländischen Wilgersdorf stammend, nahm er 1957 an der Marburger Philipps-Universität ein Studium der Germanistik und Geschichte auf. 1962 legte er das 1. Staatsexamen ab und promovierte zwei Jahre später bei Ludwig Erich Schmitt. Sein Doktorvater war es auch, der ihm eine erste Anstellung gab, am neu ausgebauten *Forschungsinstitut für deutsche Sprache – Deutscher Sprachatlas*. Dort lernte der Sprachwissenschaftler sein lexikologisches Handwerkszeug: die genaue Beschreibung der Strukturen von Wörtern, ihres Herkommens und ihrer Verteilung in Raum und Zeit. Jahre später kam er mit der Marburger Institution noch einmal in Berührung, als den Ruf auf den *Lehrstuhl für germanische und deutsche Philologie* an der Philipps-Universität erhielt, eine Position, die die Leitung des Sprachatlases einschließt. Doch zog er seine damalige Tätigkeit in Heidelberg einem Wechsel nach Marburg vor.

Nachdem er auch das zweite Staatsexamen abgelegt hatte und eine kurze Zeit im Schuldienst tätig gewesen war, ging Oskar Reichmann 1967 in die Niederlande, um als Dozent an der Freien Universität Amsterdam, zugleich im Bereich der Lehrerbildung in Utrecht zu arbeiten. 1974 wurde er auf den *Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Sprachgeschichte* an die Universität Heidelberg berufen, wo er nach wie vor wirkt. Im Laufe der Jahre war er mehrfach als Gastdozent im Ausland tätig, in Paris, Catania, Budapest, Szeged, Peking und zuletzt in Freiburg (Schweiz), wo er 1997/98 im Rahmen der Wolfgang-Stammler-Gastprofessur über „Sprachgeschichtsschreibung: Tatsachenbericht oder Sinnklitterung“ las.

Oskar Reichmann ist Mitglied der Kommission für das Deutsche Rechtswörterbuch an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Leiter des Projektbeirats für das Deutsche Fremdwörterbuch am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim und Vertrauensdozent der Studienstiftung des Deutschen Volkes. 1999 wurde ihm das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Unter den umfangreicheren Arbeiten des hier Geehrten ist als erstes das *Frühneuhochdeutsche Wörterbuch* zu nennen – eine exzellente Leistung der historischen Lexikographie und eine Pionierleistung für die lexikographische Erfassung dieser Sprachstufe. Das *Frühneuhochdeutsche Wörterbuch* zeigt gleich in mehrfacher Hinsicht, was Oskar Reichmann auszeichnet: die Fähigkeit zur klaren, stringenten und von einem eigenständigen theoretischen Zugriff getragenen Konzeption, verbunden mit der souveränen Kenntnis des sprachhistorischen Materials. In seinem schierem Umfang ist dieses lexikographische Vorhaben kühn, aber es ist bezeichnend für den Geehrten, dass er es nicht nur entwirft, sondern ihm auch mit großer Konsequenz Wirklichkeit zu verleihen vermag: Zur Zeit liegen die ersten vier Bände vor; die Bände 1, 2 und 3 wurden von Oskar Reichmann erarbeitet, Band 4 von Joachim Schildt (Arbeitsstelle am Institut für Deutsche Sprache, Mannheim). Von zwei weiteren Bänden sind insgesamt drei Lieferungen fertig gestellt, zwei von Anja Lobenstein-Reichmann (IDS Mannheim), eine dritte von Vibeke Winge (Kopenhagen). Nebenbei belegt dieses mit geringem Personalaufwand betriebene Großprojekt, dass bei allen Vernetzungen, die die gegenwärtige Wissenschaftslandschaft in Form von Forschungsbereichen und -kollegs bereithält, die individuelle Leistung nach wie vor den Maßstab für Erfolg und Qualität setzt.

Neben die Beschäftigung mit dem Wort in seinem historischen Vorkommen tritt bei Oskar Reichmann schon früh die Reflexion über theoretische Fragen der Lexikologie. Eine ganze Reihe von Aufsätzen legt davon Zeugnis ab, vor allem aber die *Deutsche Wortforschung* bzw. die *Germanistische Lexikologie*, wie die zweite Auflage der in der Sammlung Metzler 1969 erstmals erschienenen Arbeit lautet. Die Änderung des Titels zwischen den beiden sieben Jahre auseinander liegenden Auflagen spiegelt den Wandel im Wissenschaftsverständnis des Verfassers zu einer Auffassung von Sprachwissenschaft, die neuere strukturalistische Überlegungen ebenso berücksichtigt wie Erkenntnisse der Pragmatik. Dabei entspricht die Hinwendung des Verfassers zu pragmatischen Positionen einer von ihm zutiefst geteilten Überzeugung: dass im Mittelpunkt des Sprechens stets der Mensch steht. Hypostasierungen in der Begrifflichkeit, die eine wie auch immer geartete Eigenständigkeit der Sprache gegenüber ihren Sprechern suggerieren, sind ihm ebenso fremd wie jede Sprach- und Grammatiktheorie, die hinter aufwändigen Theorieapparaten und Formalisierungen keinen Bezug zur Sprachwirklichkeit mehr erkennen lässt.

Als Historiker setzt sich Oskar Reichmann mit lexikologischen Fragen nicht nur in systematischer Hinsicht auseinander. Die Reflexion über das Deutsche an der deutschen Sprache und Sprachgeschichte führt zunächst zu einem viel zitierten Aufsatz über die „Deutsche Nationalsprache“ (1978). Über zwei Jahrzehnte später wird das Thema erneut aufgegriffen, in einem Beitrag über „Nationalsprache als Konzept der Sprachwissenschaft“, schließlich – in einer für ihn charakteristischen Ausweitung des Untersuchungsansatzes über die Grenzen einer als isoliert verstandenen Einzelsprache und Einzelsprachen-Philologie hinaus – in einer Schrift über „Das nationale und das europäische Modell in der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen“.

Dieser zuletzt erwähnte Titel zeigt, dass nicht nur die Sprache, sondern auch die Theorie und Praxis ihrer Erforschung ein konstantes Thema für den Heidelberger Sprachhistoriker war und ist. Zahlreiche Aufsätze wären hier zu nennen, etwa der umfassende Beitrag „Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung“, der das *Handbuch Sprachgeschichte* einleitet, das Oskar Reichmann als Hauptherausgeber nunmehr in der zweiten Auflage betreut. Neben diese voluminösen, für jeden germanistischen Sprachhistoriker unverzichtbaren Bände tritt mit dem *Handbuch Wörterbücher* ein zweites, von ihm als einem der Herausgeber mit konzipiertes, nicht weniger umfangreiches Werk aus der Reihe der *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Im Zusammenhang mit der Herausgeber Tätigkeit Oskar Reichmanns sind des Weiteren sein Mitwirken an den Reihen *Lexicographica* (Series Maior), *Studia linguistica* und den *Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur* zu erwähnen, unter den Einzelpublikationen zumindest das mit Klaus-Peter Wegera konzipierte *Frühneuhochdeutsche Lesebuch*.

In einem ganz anderen Sinne kommt Oskar Reichmanns Interesse am Wort in seiner Beschäftigung mit der Geschichte der Sprachtheorie zum Ausdruck, die sich in Aufsätzen über sprachreflexive Begriffe des 17. und 18. Jahrhunderts – *Gebrauch* und *Deutlichkeit/Eindeutigkeit* (von Sprache) –, auch in seinem Plenarvortrag auf dem neunten Weltkongress der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft in Vancouver 1995 niedergeschlagen hat. Hier zeigt sich erneut, dass Sprachgeschichte für den Geehrten mehr ist als die bloße Geschichte des Sprachsystems: Geschichte der das Sprechen und Schreiben bedingenden Vorgaben und Interessen der historischen Individuen.

Dass Wort und Wortschatz das Zentrum in Oskar Reichmanns wissenschaftlichem Werk darstellen, belegt auch seine bislang ausführlichste Hinwendung zur Grammatik. 1993 erschien in der „Sammlung kurzer [sic!] Grammatiken germanischer Dialekte“ die 562 Seiten starke „Frühneuhochdeutsche Grammatik“, die Oskar Reichmann als Mitherausgeber zu verantworten hat und für die er, zusammen mit Klaus-Peter Wegera, neben der Einleitung den Teil über „Flexion und Lautung“ verfasst hat.

Oskar Reichmanns 65. Geburtstag wird – im Gegensatz zu aller Symbolik, die man diesem Datum gemeinhin zuspricht – beruflich und persönlich keinen Einschnitt für ihn bedeuten. Seine Studenten, Kollegen und Freunde werden ihn weiterhin als jemanden erfahren, der seine Arbeit ganz offensichtlich liebt, Kraft aus ihr zu schöpfen versteht und sie mit Begeisterung vorantreibt. Wer die Atmosphäre kennt, die er an seinem Lehrstuhl geschaffen hat, wusste und weiß sie zu schätzen: Diskussionen werden engagiert geführt, neue Ideen sind stets willkommen, die Unterschiedlichkeit persönlicher Temperamente ist erwünscht. Der Ton des Umgangs ist nie flach, sondern herzlich. Dieselbe Herzlichkeit zeichnet die Einladungen im Hause Reichmann in Mauer aus, wo Oskar Reichmann und seine Frau Anja Gäste aus Heidelberg bewirten, Besucher aus aller Welt beherbergen und die Feinheiten historischer Lexikographie im Besonderen

sowie das Verhältnis von Sprache, Gott und der Welt im Allgemeinen diskutieren.

Die Autoren und Herausgeber dieses Bandes wünschen Oskar Reichmann alles Gute zu seinem 65. Geburtstag.

Ein Band wie dieser kommt durch Mitwirkung vieler zustande. Unser Dank gilt zunächst den Autoren der Beiträge, die diese Gelegenheit zur Ehrung ihres Kollegen und Freundes – in einem Falle: des Ehemanns – gerne ergriffen haben. Auch den Mitarbeitern des Verlags Max Niemeyer danken wir herzlich, insbesondere Herrn Wolfgang Herbst, Frau Annette Söll und Frau Karin Wenzel. Ein besonderer Dank geht an Herrn Attila Németh (Veszprém), der die diffizile Arbeit der computertechnischen Einrichtung der Manuskripte übernommen hat.

Vilmos Ágel, Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke

## Oskar Reichmann als Betreuer von Promotionen und Habilitationen

(aufgeführt werden ausschließlich Arbeiten, für die das Erstgutachten erstellt wurde; die Tätigkeit als Zweitgutachter bleibt ebenso unberücksichtigt wie die Zusammenarbeit mit Kollegen bei der Betreuung von Dissertations- und Habilitationsvorhaben)

### Dissertationen

1984

Paul Schmidt      Gebrauchstheorie der Bedeutung und Valenztheorie.  
Untersuchungen zum Problem der Hypostasierung  
von Bedeutungen

1985

Ulrike Haß      Leonhard Schwarzenbachs „Synonyma“.  
Beschreibung und Nachdruck der Ausgabe 1564

1987

John Adrian Hannah      Die Annäherung von Lehnelementen aus dem  
Englischen an das Deutsche als analogiebedingtes  
Interferenzphänomen

1988

Udo Benzenhöfer      Johannes' de Rupescissa „Liber de consideratione  
quintae essentiae omnium rerum“ deutsch.  
Studien zur Geschichte der Alchemica medica  
im 15–18. Jh. Mit kritischer Edition des Textes

Thorsten Roelcke

Die Terminologie der Erkenntnisvermögen.  
Wörterbuch und lexikosemantische Untersuchung  
zu Kants „Kritik der reinen Vernunft“

XIV

1991

Christine Tauchmann    Hochsprache und Mundart in den großen  
Wörterbüchern der Barock- und Aufklärungszeit

1994

Raja Tazi                Lexikalische Transferenzen vom Arabischen ins  
Deutsche

1995

Marek Konopka        Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18.  
Jahrhundert

1996

Christoph Becker      Sprachkonzeptionen der deutschen Frühaufklärung.  
Wörterbuch und Untersuchung

1997

Dietmar Benkartek    Ein interpretierendes Wörterbuch der Nominalabstrakta  
im Narrenschiff Sebastian Brants

Marion Frank

Der Aufbau der Wörterbuchartikel Jacob Grimms:  
etymologische Teile, Semasiologie, Geschichtsbegriff

Peter Schlesier

Deutsch-Skandinavische Wortsemantik

Tilman Walter

Unkeuschheit und Werk der Liebe.  
Diskurse über Sexualität am Beginn  
der Neuzeit in Deutschland

1998

Jochen Bär

Sprachreflexion der deutschen Frühromantik.  
Konzepte zwischen Universalpoesie und  
grammatischem Kosmopolitismus. Mit  
lexikographischem Anhang

Barbara Gärtner

Das Rechenbuch von Johannes Widmann.  
Die Rolle der Textsorte „Rechenbuch“ in der  
Mathematik-, Kultur- und Sprachgeschichte  
der Frühen Neuzeit

Sibylle Orgeldinger

Standardisierung und Purismus bei Joachim Heinrich  
Campe

1999

Christiane Schlaps     Der „Genius der Sprache“. Beleggeschichte und  
Typologie des Konzepts

2001

Dorothea Jecht        Studien- und Sprachprojekt Wilhelm von Humboldts

### Habilitationen

1993

Andreas Gardt        Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung.  
Entwürfe von Böhme bis Leibniz

Thorsten Roelcke

Dramatische Kommunikation. Modell und Reflexion  
bei Dürrenmatt, Handke, Weiss

1994

Ulrike Haß-Zumkehr   Daniel Sanders. Aufgeklärte Germanistik  
im 19. Jahrhundert



**I. Systematische und  
gegenwartsbezogene Aspekte**



## Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen?

### Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik

1. Das Problem mit dem ‚Wort‘
  - 1.1. Das latente Metakriterium
  - 1.2. Wortidee oder Wortideen?
  - 1.3. Sind Sprachzeichen Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen?
  - 1.4. Die (empirische) Aufgabe
2. Das/die Sprechzeichen *ja*
3. Wörter: Sprech- und/oder Schreibzeichen?
4. Literatur
5. Quellen
6. Anhang: akustische Analysen anderer Bedeutungen von *ja*

#### 1. Das Problem mit dem ‚Wort‘

##### *1.1. Das latente Metakriterium*

Irgendwann Mitte der 90er Jahre hat Oskar Reichmann in einer Heidelberger Vorlesung (sinngemäß) Folgendes gesagt:

Ohne empirische Fundierung ist die lexikografische Praxis, die Konjunktion *aber* und die Abtönungspartikel *aber* in demselben Wortartikel abzuhandeln, zumindest fragwürdig. Denn es müsste zuerst empirisch überprüft werden, ob es sich um einen oder um zwei verschiedene Signifikanten handelt. Wenn es nämlich zwei wären, ginge es ja auch um zwei verschiedene Sprachzeichen.

Das Problem, das hier – unter einem sehr bemerkenswerten Aspekt – angesprochen wird, ist die ‚Einheit des Wortes‘, d.h. letztendlich die Definitionskriterien des Begriffs ‚Wort‘. Reichmann (1976, 4ff.) zählt und diskutiert insgesamt 13 Kriterien und kommt zu der (natürlich immer noch gültigen) Feststellung, dass sich die Kriterien nicht in allen Fällen decken.

Es ist nicht unser Anliegen, in die grammatisch-lexikologische Debatte um die Definitionskriterien einzugreifen und auf diesem Wege einen Beitrag zur Problematik des Wortbegriffs zu leisten. Vielmehr möchten wir, wenn man es so sagen darf, zu dem ‚Metadiskurs‘ um den Wortbegriff beitragen. Wir wollen also nicht die Brauchbarkeit oder die Tragweite eines oder mehrerer Kriterien unter die Lupe nehmen, sondern den methodologischen Status des Diskurses selbst und vor allem die sich aus diesem ergebenden *theoretischen Implikationen empirisch untersuchen*.

Wo liegt aber das Problem?

Wir meinen, dass es unter den 13 Kriterien eines gibt, das – nicht nur im Wortdiskurs, sondern allgemein in der Linguistik – immer wieder (meist) stillschweigend zu einer Art diagnostischer Bedingung oder Bezugspunkt der übrigen Kriterien erhoben worden ist und auch wird. Es handelt sich um das Kriterium der „Einheit des Schriftbildes“ (Reichmann 1976, 4), das also – wohl notwendigerweise – zu einer Art (meist) latentem Metakriterium avanciert ist.

Diese unsere Überzeugung soll durch einen kurzen und lediglich exemplarischen ‚linguistischen Streifzug‘ belegt werden:

1. Es ist wohl unbestreitbar, dass unser vorwissenschaftliches Verständnis von ‚Wort‘, das wir die *literale Idee von Wort* (im Folgenden: LIW) nennen wollen, zumindest zum Teil auf den *spatia* basiert:

Für den sprachlichen Normalverbraucher ist *Wort* meist etwas, was beim Schreiben durch Zwischenräume abgetrennt wird. (Vater 1994, 70)

Pre-theoretical notions of the word as a linguistic unit are strongly influenced by the graphic representation of words in writing. (Coulmas 1996, 550)

Da LIW natürlich nicht universal sein kann, stellt sich aber einerseits die Frage, ob eine Wortidee auch in oralen Kulturen nachweisbar ist, und wenn ja, worauf dann diese basiert. Andererseits stellt sich die Frage, ob LIW, die ja auch auf den *spatia* basiert, an die Alphabetschrift gebunden ist, und wenn ja, ob sie von der jeweiligen historischen Erscheinungsform der Alphabetschrift unabhängig ist oder nicht. (Auf diese Fragen kommen wir in 1.2. zu sprechen.)

2. Die Typen von Fragestellungen in der Fachliteratur, die sich mit dem Problem des Wortbegriffs auseinandersetzt, sind bisher in einer Weise perspektiviert, dass das latente Metakriterium nicht zu übersehen ist. Typische Fragen sind etwa: »Wie ist der wortgrammatische Status von Verschmelzungen wie *ins, am, zum* usw.?«; »Wie beurteilt man wortgrammatisch diskontinuierliche (!) Sprachzeichen wie *kommt...an, wird...gemacht, hat...gearbeitet* usw.?« (siehe etwa Vater 1994, 70f.)

Noch nicht gefragt wird hingegen: „Wie beurteilt man Sprachzeichen wie *erklärbar, verschwinden, selbstverständlich* usw.?“ Diese werden zumeist als unproblematische Repräsentanten des Wortbegriffs angesehen.<sup>1</sup>

3. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die moderne Wortbildungsforschung, die sich mit dem Wortbegriff ja eigentlich ‚von Amts wegen‘ auseinandersetzen müsste, lieber zum Tagesgeschäft übergegangen ist.<sup>2</sup> Was ein Wort ist, wird nicht mehr erörtert, die Grenze zwischen Wort- und Satzgram-

<sup>1</sup> Problematisch können sie erst werden, *nachdem* man schon den Versuch unternommen hat, ‚Wort‘ explizit zu definieren. Dann ist es nämlich sehr wohl möglich, dass man (durch die eigene Definition) gezwungen (worden) ist, etwa das voll motivierte Derivat *erklärbar* als zwei Wörter anzusehen (siehe dazu Reichmann 1976, 8).

<sup>2</sup> Das ist nicht als Kritik, sondern einfach als ‚Tatsachenfeststellung‘ gemeint.

matik wird nicht etwa anhand der Kriterien ‚Idiosynkrasie vs. Systematik‘, ‚Usualität vs. Okkasionalität‘ oder eben ‚Lexikalisiertheit vs. Nichtlexikalisiertheit‘, sondern ganz offensichtlich – allerdings stillschweigend – anhand des Kriteriums ‚Zusammen- vs. Getrennschreibung‘ gezogen (siehe etwa Motsch 1999 und Eichinger 2000).

4. In der mit der Wortbildungsforschung partiell verwandten Phraseologieforschung herrscht seit jeher Konsens darüber, dass die Mehrgliedrigkeit, d.h. die Kombination von mindestens zwei *Wörtern*, ein konstitutives Merkmal phraseologischer Einheiten darstellt (z.B. Burger 1998, 16 und Hessky 2000, 2102).<sup>3</sup> Unter ‚Wort‘ wird in der Phraseologieforschung ganz offensichtlich die durch Zwischenräume abgetrennte graphische Einheit verstanden.

5. Die Flexionsmorphologen, die sich mit dem Wortbegriff ebenfalls ‚von Amts wegen‘ auseinandersetzen müssten, diejenigen nämlich, die Wortartensysteme aufgestellt haben, diskutieren in der Regel nicht das Was, sondern vielmehr das Wie der Klassifizierung (zum Überblick siehe Knobloch/Schaeder 2000). Daher liegt der Verdacht nahe, dass ihre Archimedischen Punkte ebenfalls die Druckerschwärzen zwischen den *spatia* sind.<sup>4</sup>

6. Auch wenn SyntaktikerInnen u.U. vehement ableugnen, dass sie irgendetwas mit den graphischen Einheiten zwischen *spatia* zu tun hätten (z.B. Dürscheid 2000, 20), diskutieren sie die Möglichkeiten einer Grenzziehung zwischen Wort- und Satzgrammatik genauso wenig wie die Morphologen.<sup>5</sup> Selbst in einer der anspruchsvollsten Syntaxen der Gegenwartssprache kann man sich heutzutage mit der schlichten Feststellung „Sätze bestehen aus Wörtern“ (Eroms 2000, 19) begnügen, ohne Angst haben zu müssen, dass die RezensentInnen diesen Satz und seine knappe Erläuterung monieren würden.

7. Last, but not least möchten wir erwähnen, dass auch die berechtigte Forderung, die Getrennt- und Zusammenschreibung auf grammatische Grundlagen zu

<sup>3</sup> Feilkes Theorie der „idiomatischen Prägung“ (Feilke 1998) würde ein geeignetes Dach bieten, unter dem Wortbildung und Phraseologie gemeinsam untergebracht werden könnten (und vielleicht auch sollten).

<sup>4</sup> Paradigmatisch scheint uns hierfür der Fall der Verschmelzungen zu sein. Diese sog. phonologischen Wörter (Vater 1994, 71) wollen nicht als eine eigene Wortart anerkannt werden, obwohl sie sich mindestens genauso stark von ihren Primärformen ‚weggrammatikalisiert‘ haben wie die als eine eigene Wortart etablierten Abtönungspartikeln von ihren Primärformen. Wenn die Verschmelzungen ausnahmsweise doch als eine eigene Wortart aufgefasst werden, werden sie paradoxerweise definiert, als würden sie aus zwei Wörtern, die zu zwei verschiedenen Wortarten gehören, bestehen. So betrachten Bergenholtz/Schaeder (1977, 133ff.) die Verschmelzungen als eine eigene Wortart, der Name der Wortart – „Präposition mit enklitischem Artikel“ – legt jedoch den Verdacht nahe, dass es sich dabei um eine Art Wortartenkomposition handelt.

<sup>5</sup> Das ist auch nicht kritisch gemeint.

stellen (Eisenberg 1998, 316ff.) die Überzeugung impliziert, dass die (angenommene) primäre Organisation der Grammatik in Wort und Satz wissenschaftlich erst dann richtig ‚handhabbar‘ werden würde, wenn sie auch graphisch sichtbar gemacht würde. Dies deutet wiederum auf die ‚magische Macht‘ der Zwischenräume hin.

An dieser Stelle brechen wir unseren kleinen ‚linguistischen Streifzug‘ ab und hoffen, dass es uns gelungen ist zu vermitteln, dass LIW zumindest *zum Teil* auf den *spatia* basiert. Des Weiteren hoffen wir, dass es uns gelungen ist dafür zu argumentieren, dass das Kriterium der „Einheit des Schriftbildes“ (im Folgenden: KES) nicht als eines, das sich „nur auf die schriftliche Wiedergabe eines Worts bezieht“ (Vater 1994, 70), abgetan werden kann, sondern dass es ganz im Gegenteil den – übergangenen, anerkannten oder eben theoretisch abgelehnten (und trotzdem praktizierten) – Bezugspunkt für die anderen Kriterien darstellt.

## 1.2. Wortidee oder Wortideen?

Wenn KES den latenten Bezugspunkt der modernen wortbasierten Forschungen darstellt, stellt sich, wie in 1.1. erwähnt, einerseits die Frage, ob eine Wortidee auch in oralen Kulturen nachweisbar ist, andererseits die, ob LIW an die Alphabetschrift gebunden ist.<sup>6</sup>

Was die erste Frage anbelangt, gibt es kontroverse Positionen. Nach einem der ‚Oralitätsskulpturen‘ unterscheidet sich die *orale Idee von Wort* (im Folgenden: ORIW) entscheidend von LIW:

Die Auffassung von isolierten Wörtern als bedeutungstragende, isolierte Einheiten wird durch das Schreiben begünstigt, welches [...] zergliedernd und trennend ist. (Ong 1987, 65)  
Ohne die Schrift besitzen die Wörter als solche keine visuelle Präsenz [...]. Sie sind Klänge. (Ong 1987, 37)

Diese „Klänge“ seien nicht durch Bedeutungshaftigkeit, sondern vielmehr durch „Ereignishaftigkeit“ charakterisierbar (Ong 1987, 38).<sup>7</sup>

Linguistisch gesehen folgt aus Ongs (und Malinowskis) Auffassung, dass ORIW dynamisch und prozessorientiert, LIW dagegen statisch und produktorientiert ist. Semiotisch gesehen folgt aus ihr, dass ORIW nicht auf der Verbin-

<sup>6</sup> Da der Terminus ‚Wortforschung‘ besetzt ist, müssen wir auf den zugegebenermaßen umständlichen Ausdruck ‚wortbasierte Forschung‘ ausweichen. Darunter verstehen wir jede Art linguistischer Forschung, die explizit oder implizit mit einem Wortbegriff arbeitet.

<sup>7</sup> Es sei an dieser Stelle auch an Bronislaw Malinowskis klassische Studie (engl. Original: 1923) erinnert, in der die Funktion primär oraler Sprache als „Handlungsmodus“ und nicht als „Instrument der Reflexion“ charakterisiert wird (Malinowski 1974, 346). Orale Wörter seien nach Malinowski nicht deskriptiv (wie die literalen), sondern sie würden „Aktionsmodi“ darstellen (ebd., insb. 359–367). In oralen Kulturen benutzt man ein Wort „dann, wenn es ein Handeln hervorrufen kann, nicht um ein Handeln zu beschreiben [...]“ (ebd., 361).

dung von Signifikant und Signifikat basiert, sondern auf der Beziehbarkeit eines „Klanges“ auf ein Ereignis oder – in Anlehnung an die moderne Semiotik formuliert – auf einer ‚klingenden‘ Zeigehandlung (siehe dazu Trabandt 1996, 90ff.). Ongs (und Malinowskis) Semiotik impliziert also die Unterscheidung zwischen einem oralen Sprechzeichen, mit dem man handelt, und einem literalen Schreibzeichen, mit dem man beschreibt/referiert/repräsentiert. Daher muss sich in ORIW eher die pragmatische Organisation des Sprechens widerspiegeln, während sich LIW an die grammatische Organisation der Sprache anlehnt. Insofern ist es äußerst unwahrscheinlich, dass durch die Einführung der *spatia* die ‚oralen Wörter‘ lediglich verstärkt ins Bewusstsein treten würden, wie etwa von Hans-Martin Gauger, einem Vertreter der Gegenposition, behauptet wird:

Zum Beispiel ist die Behauptung schwer haltbar, dass erst die Schrift ein Wortbewußtsein vermittelt habe, so als hätten die Sprechenden in jenem ‚Jenseits der Schrift‘ nicht über ein intuitives Wissen darüber verfügt, was ein Wort ist. Als ob dazu die Schrift notwendig gewesen wäre! Als ob das Wort ein Produkt wäre der Schrift! [...] Ein intuitives Wissen über das, was ein Wort ist, gab und gibt es also vor und unabhängig von jeder Schrift. Wobei wir wiederum sehen müssen, daß die Schrift, dann speziell die Einführung der Abstände, der ‚spatia‘ zwischen den Wörtern, welche Wortbewußtheit bereits zur Voraussetzung hat, dies Bewußtsein weiter verstärkten. (Gauger 1994, 47)

Zuzustimmen ist dagegen Gauger, wenn er betont, dass es ein „Wortbewußtsein“ vor und unabhängig von jeder Schrift gebe. Es ist aber eben ein *völlig anderes* „Wortbewußtsein“:

Non-literate cultures [...] have a different concept of the word than literate cultures. (Coulmas 1996, 550)

Eine kompetente Antwort auf die zweite Frage, ob nämlich LIW an die Alphabetschrift gebunden ist, geht leider über unsere Möglichkeiten hinaus. Doch können wir uns kaum vorstellen, dass das vorwissenschaftliche literale Wortverständnis etwa in Korea mit dem etwa in Deutschland vergleichbar wäre. In der Hangul-Schrift sind es nämlich die Repräsentationen von Silben, die einen graphischen Block bilden und durch *spatia* abgetrennt werden (Coulmas 1996, 277). Daher liegt es nahe anzunehmen, dass die ‚koreanische LIW‘ eine Art Silbenblockidee ist. Wir denken also, dass man mit verschiedenen Typen von LIWs zu rechnen hat und dass folglich die oben in Anlehnung an Ong (und Malinowski) erfolgte linguistisch-semiotische Charakterisierung von LIW lediglich auf die ‚alphabetische LIW‘ zutrifft.<sup>8</sup>

Es wäre allerdings naiv zu glauben, dass die diversen Schreibtraditionen, in denen die Alphabetschrift historisch erscheint, LIW nicht berührt hätten. Wie erwähnt, baut unsere ‚moderne LIW‘ auf die *spatia*, deren Erscheinung aber an eine bestimmte Stufe der historischen Entwicklung der Alphabetschrift gebunden ist. Sie hätte sich zu der Zeit der lateinischen und frühmittelalterlichen *scriptio continua* nicht herausbilden können.

<sup>8</sup> Der Einfachheit halber verstehen wir im vorliegenden Beitrag unter ‚LIW‘ immer die ‚alphabetische LIW‘.

Diese unsere Überzeugung ist nicht einfach in dem ‚gesunden Menschenverstand‘ begründet, sondern folgt auch aus dem sehr überzeugenden evolutionären Sprache/Schrift-Modell von Hartmut Günther (1995):

Günther geht davon aus, dass die Quasi-Objektivierung des Sprechens in der Schrift ein langer historischer Prozess ist, dem sich die Beschreibungen der Grammatiker sukzessive angepasst haben. Er rekonstruiert diesen Prozess, dessen Stadien an der Veränderung der äußeren Form von Schriftzeichen und Schriftstücken nachzuvollziehen seien, nach dem folgenden Leitprinzip:

Die Schrift fungiert als Modell für die (Analyse der) Lautsprache. (Günther 1995, 17)

Den entscheidenden Schritt in der Veränderung der äußeren Form von Schriftstücken stelle der Übergang von der sog. phonographischen in die sog. grammatische Phase dar (ebd., 21). Dabei geht es um die Einführung des Wortzwischenraumes, der die grammatische Gliederung der ehemals partiturähnlichen Texte einleitet. Im Geschriebenen beginne die grammatische Organisation sichtbar zu werden. Damit entfällt die für die phonographische Phase charakteristische notwendige Rückkopplung des Geschriebenen an das Gesprochene. Buchstabierendes und lautes Lesen des MA wird vom leisen bzw. stummen Lesen abgelöst.<sup>9</sup>

Aus diesem sehr plausiblen Modell folgern wir, dass bei literalisierten Menschen der phonographischen Phase ORIW nicht mehr funktioniert, ohne dass sie durch LIW bereits ersetzt worden wäre. In dieser Zeit des ‚Interregnums‘ könnte man daher – bezogen auf Literalisierte – wohl viel eher von einer Graphemidee als von einer Wortidee sprechen.

### 1.3. Sind Sprachzeichen Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen?

Das Problem, dass KES den latenten Bezugspunkt der wortbasierten Forschungen darstellt, das Problem also, dass die wortbasierte Forschung auf einer verschrifteten, ja verschriftlichten Wortidee basiert, ist alles andere als ein intern zu lösendes Detailproblem einiger weniger linguistischer Disziplinen wie Morphologie, Lexikologie, Lexikografie oder Metalexikografie.<sup>10</sup> Worauf auch Oskar Reichmann in der zitierten Heidelberger Vorlesung – vordergründig auf die Lexikografie bezogen – abgehoben hat, ist nämlich gerade,

dass im Grunde die gesamte moderne Linguistik – ob bei der Theoriebildung oder bei der Theorieanwendung, ob explizit oder implizit – in irgendeiner Form mit ‚Wörtern‘ zu tun

<sup>9</sup> Das ist aber sicherlich ein langer Prozess. Goody und Watt rechnen in ihrer klassischen Studie „Konsequenzen der Literalität“ damit, dass „man vor der Erfindung der Buchdruckerkunst selten für sich still las [...]“ (Goody/Watt 1986, 85)

<sup>10</sup> Mit „Verschriftung“ meinen Koch und Oesterreicher den medialen, mit „Verschriftlichung“ den konzeptionellen Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994, 587). Zu der Unterscheidung ‚Medium vs. Konzeption‘ vgl. Söll 1985, 17ff. bzw. Koch/Oesterreicher 1985 und 1994.

habe, dass sie aber an ihrem deklarierten Gegenstand, dem Saussure'schen „mot parlé“, latent ‚vorbearbeite‘, wenn sie sich nicht (nur) an den Sprechzeichen, sondern (auch) an den Schreibzeichen – an dem Schriftbild – orientiere.<sup>11</sup>

Was Reichmann meint und was auch wir am Beispiel der Wortidee(n) nachzuweisen versuchten, ist mit einem anderen Wort, dass die moderne Sprachwissenschaft *skriptizistisch* ist. Diese „scriptist bias of modern linguistics“ (Harris 1980, 8) bedeutet u.E. genauer, dass die führenden Sprach- und Grammatiktheorien des 20. Jhs. ein ‚Doppelleben‘ führen:

1. Per declarationem sind sie logozentrisch (Derrida 1983, 53ff.), verkünden also das Primat des „mot parlé“.
2. Qua Implikationen der jeweiligen Theorien muss jedoch auf das latente Primat des „mot écrit“ geschlossen werden. Dabei geht es einerseits um eine schrift(mit)induzierte extensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der ‚Daten‘, andererseits um eine schrift(mit)induzierte intensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der Theorien.<sup>12</sup>

An dieser Stelle möchten wir betonen, dass man u.E. einen Unterschied zwischen *Skriptizismus* und *Schriftbezogenheit* machen muss. Der Ausdruck *Skriptizismus* ist insofern negativ konnotiert, als er einen Widerspruch zwischen Theorie und ‚Wirklichkeit‘ beschreibt. Dagegen ist der Ausdruck *Schriftbezogenheit* neutral.

Semiotisch gesprochen besteht der Skriptizismus darin, dass man (als deklariertes Logozentriker) der Auffassung ist, dass die etwa in den Wörterbüchern präsentierte ausdrucksseitige Diskretheit und Konstanz der ‚Sprachzeichen‘ auf der phonologischen Analyse von Sprechzeichen beruhe, dass aber in Wirklichkeit das Konzept des ‚Sprachzeichens‘ zumindest teilweise schriftinduziert ist und sich nicht nur an die Sprechzeichen, sondern auch an die Schreibzeichen anlehnt.

---

<sup>11</sup> In der deutschen Übersetzung lautet die Saussure'sche Bestimmung des Objekts der Sprachwissenschaft (CLG, 28): „Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“

<sup>12</sup> Zum Nachweis des Skriptizismus der führenden (und explizit logozentrischen) Sprach- und Grammatiktheorien des 20. Jhs. am Beispiel von Saussure und Chomsky siehe Ägel 2002. Zum Skriptizismus aus der Sicht der (besonders betroffenen) Gesprochenen-Sprache-Forschung siehe Fiehler 2000.

#### 1.4. Die (empirische) Aufgabe

Dem aufmerksamen Leser ist unsere Formulierung, dass LIW *zum Teil* auf den *spatia* basiert, nicht entgangen. In der Tat will man mit KES nicht nur die – durch die *spatia* abgesteckten – syntagmatischen, sondern auch die paradigmatischen Grenzen des literalen ‚Wortes‘ erfassen. In diesem Sinne gelten etwa *Saite* und *Seite* oder *Seite* und *Seide* als je zwei verschiedene „Einheiten des Schriftbildes“, d.h. als je zwei verschiedene literale ‚Wörter‘. Entscheidend ist hierfür die ausdrucks- und die inhaltsseitige Distinktivität.

Während das Kriterium für die inhaltsseitige Distinktivität zumindest prinzipiell klar ist (Homonymie vs. Polysemie), scheint uns, dass eine theoretische Auseinandersetzung mit der Problematik der ausdrucksseitigen Distinktivität und deren Beziehung zu der inhaltsseitigen Distinktivität immer noch ein Desiderat darstellt. Was wir damit meinen, soll erneut an dem Fall ‚Abtönungspartikeln vs. Verschmelzungen‘ angedeutet werden:

Wie erwähnt, ist der Grammatikalisierungsabstand zwischen Verschmelzungen (z.B. *im*, *am*, *zum*) und ihren Primärformen (*in dem*, *an dem*, *zu dem*) durchaus mit dem zwischen Abtönungspartikeln und ihren Primärformen vergleichbar. In der Partikelforschung geht man davon aus, dass es sich dabei um Polysemie handelt, weil die jeweilige Primärbedeutung und die jeweilige(n) Abtönungsbedeutung(en), wenn auch u.U. nur mit ‚Ach und Krach‘, unter einer sog. „Gesamtbedeutung“ (Hentschel/Weydt 1994, 285f.) subsumiert werden könnten.<sup>13</sup> Die Annahme einer „Gesamtbedeutung“ scheint auszureichen, um – stillschweigend – *auch* die ausdrucksseitige Einheit des Wortes zu postulieren.

Dass hier ein ganz klarer Fall der latenten Arbeit mit KES vorliegt, sieht man einerseits daran, dass das Problem des Wortstatus nur bei den Verschmelzungen, die sich ja auch optisch von ihren Primärformen unterscheiden, auftaucht. Hier reichen also vergleichbare „Gesamtbedeutungen“ nicht mehr aus. Das ist umso merkwürdiger, als andererseits selbst bei *ausdrucksseitigen* Unterschieden zwischen betonten und unbetonten Formen (!) derselben (!) Abtönungspartikel die Inhaltsseite als entscheidend angesehen wird:<sup>14</sup>

Dabei kann man einheitliche, ‚übergreifende‘ Bedeutungen der Partikeln, die ihren betonten und unbetonten Formen gemeinsam sind, annehmen. Somit entfällt die Notwendigkeit, Verfahren, die sonst dem deutschen Sprachsystem fremd sind (zeichenunterscheidende prosodische Verfahren) in die Beschreibung mit aufzunehmen. (Weydt 1986, 402)

Soweit unsere ‚theoretische Diagnose‘, die (u.a.) die folgende empirisch anzugehende Aufgabe induziert:

<sup>13</sup> Dabei ist eine immer wieder bemerkte terminologische Merkwürdigkeit der Partikelforschung, dass Primärform und Abtönungspartikel – meist in Anführungszeichen gesetzt – als ‚Homonyme‘ bezeichnet werden.

<sup>14</sup> Weydt versteht unter der ‚übergreifenden Bedeutung‘ die semantischen Merkmale, „die allen Vorkommen einer Abtönungspartikel gemeinsam sind.“ (Hentschel/Weydt 1994, 285)

Definieren die ausdrucksseitigen paradigmatischen Grenzen des literalen ‚Wortes‘ Sprechzeichen und/oder Schreibzeichen? Anders gefragt:

Ist LIW ‚lediglich‘ kraft der *spatia* schriftbezogen, oder auch kraft der (latenten) paradigmatischen Anwendung von KES?

Im Folgenden wollen wir uns dieser Aufgabe am Beispiel der empirischen Analyse der Partikel *ja* (Schriftbild) zuwenden. Von den Ergebnissen dieser Analyse erwarten wir nicht nur eine Antwort auf die oben formulierte Frage, sondern auch Antworten oder Teilantworten u.a. auf die folgenden ebenfalls heiklen theoretischen Fragen:

1. Wie sollte man verfahren, wenn es sich nachweisen ließe, dass die Linguistik nicht nur auf der ‚hohen‘ Ebene der Sprach- und Grammatiktheorien, sondern auch in ihrem ‚Arbeitsalltag‘ skriptizistisch ist? Den Skriptizismus *und* die Schriftbezogenheit wenigstens im ‚Arbeitsalltag‘ abschaffen? Oder den Skriptizismus abschaffen, aber sich offen zu der Schriftbezogenheit bekennen und das Bekenntnis zu begründen suchen (in der Hoffnung, dass man auf diese Weise irgendwann auch auf der ‚hohen‘ Ebene der Sprach- und Grammatiktheorien ankommt)?
2. Die erste Frage ist eng verbunden mit der folgenden: Ist es nicht grundsätzlich verfehlt, wenn Literalisierte die Schriftbezogenheit abschaffen wollen? Denn in der Tat dürfte es trotz eventueller segmentaler und prosodischer Unterschiede so etwas wie ein ‚Gefühl‘ der Einheit eines geschriebenen ‚Wortes‘ geben. Sollten die wortbasierten Forschungen dieses ‚Gefühl‘ ignorieren?
3. Sollte man die berechtigte Forderung nach der ‚Emanzipation‘ der Gesprochenen-Sprache-Forschung so verstehen, dass man die Aufgabe hat nachzuweisen, dass das ‚Gefühl‘ der Einheit des geschriebenen ‚Wortes‘ in der konzeptionellen Mündlichkeit gar nicht existiert?
4. Sind ‚Wortarten‘ Klassen von Sprechzeichen, Klassen von Schreibzeichen oder vielleicht beides?
5. Und schließlich die entscheidende theoretische Frage: Sollte das „*mot parlé*“ auch als der Gegenstand der Linguistik des 21. Jhs. (re)definiert werden? Wäre eine Rückkehr zu Saussure durch eine neue theoretische Attacke gegen das „*mot écrit*“ angemessen?

## 2. Das/die Sprechzeichen *ja*

Unsere empirischen Analysen richten sich exemplarisch auf den Signifikanten – hier zunächst im Sinne von ‚Signifikant des Schreibzeichens‘ – *ja*. In dem (einzelnen) Wörterbucheintrag von Dudens Deutschem Universalwörterbuch werden sieben primäre, insgesamt zwölf Bedeutungen von *ja* angegeben. Ob diesen Bedeutungen – analog zum Schreibzeichen – ein einziges Sprechzeichen entspricht, obwohl bereits in dem Wörterbuchartikel prosodische Unterschiede angegeben sind, war die leitende Fragestellung unserer Analysen (siehe 1.4.).

Die Hypothesen wurden an mindestens einem Beleg je Bedeutung nach Duden überprüft. Zusätzliche Belege wurden für typische Kombinationen von *ja* (vgl. Thurmair 1989, 208–215) berücksichtigt. Die Texte für die insgesamt 26 Bedeutungen von *ja* stammen aus den IDS-Korpora und wurden von jeweils

fünf SprecherInnen laut vorgelesen.<sup>15</sup> Die Belege für die Bedeutungen nach Duden waren:<sup>16</sup>

- 1a drückt eine zustimmende Antwort auf eine Entscheidungsfrage aus
- ...,„Ich sollte mich hier mit einem Herrn treffen, den ich gar nicht kenne.“ „Ja, das erwähnten Sie schon.“ ... „Wenn ich Sie vorhin richtig verstanden habe, geht es doch um irgendeine geschäftliche Angelegenheit.“ „Ja, mein Chef ist mit Dr. Blomhardt in Hameln befreundet, sie sind Geschäftspartner“... (Balden, 7)
- 1b drückt in Verbindung mit einem Modaladverb [freudige] Bekräftigung aus
- ...,„Darf ich Ihnen erst noch eine Tasse Kaffee anbieten?“ schlug Gabriele vor, weil er einfach nur stumm stehenblieb. „Ja, gern, danke vielmals.“... (Balden, 27)
- 2 (betont) nachgestellt bei [rhetorischen] Fragen, auf die eine zustimmende Antwort erwartet wird, als Bitte, Ausdruck leisen Zweifels od. Bestätigung; *nicht wahr?*
- ...,„Wenn es dir bessergeht, fahren wir beide mit der Kutsche spazieren, ja? Du wirst ja viel frische Luft brauchen“... (de Groot, 51)
- 3a (unbetont) drückt im Aussagesatz eine resümierende Feststellung aus, weist auf etw. Bekanntes hin od. dient der Begründung für ein nicht explizites Geschehen od. für etw. Allgemeingültiges
- ...,„Natürlich!“ schrie der Fürst ironisch auf. „Ihr liebt euch! Ihr kennt euch ja schon seit einer Ewigkeit! Habt ihr vielleicht auch schon zusammen geschlafen?“... (Torwegge, 9)

Partikelkombinationen:

- ...,„Glänzend geschrieben, aber ziemlich gemein“. „Nun ja“, sagte ich, „er ist *ja auch* ein Christ“. „Sie etwa nicht?“... (Böll, 109)
- ...Es ist nur arg, daß man uns das nicht von vorneherein klarmacht. Aber hätte es denn einen Zweck? Wir könnten es *ja doch* nicht aufnehmen. Also, wie gesagt, Kindchen, wenn schon nicht Glück, dann wenigstens Zufriedenheit.... (Bergengrün, 47)
- ...Die ursprüngliche Annahme Virchows, daß jeder Krankheit eine Veränderung von Zellen oder Zellsystemen entspreche und damit jede Krankheit an einen Ort im Körper gebunden sei, war *ja eben* nur eine Annahme.... (Bamm, 92)
- ...,„Sie sollen mich loslassen! Ich kann toben, so lange ich will, ich muß *ja sowieso* sterben. Ihr habt es alle gewußt.“... (Stephan, 41)

<sup>15</sup> Bei den Texten lagen vor und nach dem *ja* jeweils ca. fünf bis zehn Sätze, so dass der Zweck unserer Aufnahmen nicht erkannt werden konnte. Bei den SprecherInnen handelte es sich um Mitarbeiter und Studierende an der Universität Marburg im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, die alle überwiegend ein standardnahes Register verwenden. Unser Korpus hat einen Gesamtumfang von 130 Aufnahmen.

<sup>16</sup> Wir übernehmen sowohl die Nummerierung als auch die Bedeutungsangaben durch (sog.) erklärende Umschreibungen und – sporadisch – durch Synonyme (kursiviert) aus dem Duden. Die Belege für die Partikelkombinationen wurden in die Duden-Gliederung integriert. In den zitierten Belegstellen wurden die betreffenden *jas* von uns durch Kursivierung hervorgehoben.

- ..., „Weil ich bettelarm bin und kein Geld habe“, stöhnte er. Ulrikes Augen verengten sich. Das war *ja wohl* die dümmste Ausrede, die er sich einfallen lassen konnte.... (Uhl, 20)
- ...Anschaulich war *ja schon* gewesen, daß die amtlichen Beschriftungen in Antiqua und in cyrillischen Zeichen gefertigt waren.... (Heuss, 305)
- ...Wollte Herr Karsch sich dazu verstehen? Man kann es *ja mal* versuchen. Aus besorgter Augenenge schweigend starrte sie neben ihn... (Johnson, 127)
- 3b (unbetont) drückt im Aussage-, Ausrufesatz Erstaunen über etw. od. Ironie aus
- ...Dabei machte er zwei, drei schlurfende Schritte tiefer in den Raum. „Da bist du *ja endlich!*“ sagte eine schneidende Stimme von der Theke.... (Pegg, 46)
- 3c (unbetont) einschränkend, meist in Korrelation mit *aber*
- ..., „Du hättest sie heiraten sollen“, sagte Sabine leise, „ich meine – ach, du weißt, was ich meine“. „Ich weiß“, sagte ich, „ich wollte *ja*, aber dann kam heraus, daß man diesen verfluchten Schein vom Standesamt haben muß.“... (Böll, 255)
- ..., „Nachts ging sie im Schloß spazieren. Ein bißchen Bewegung brauchte sie *ja*. Aber sie war oft ungebärdig und sehr unhöflich zu der gnädigen Gräfin.“... (Uhl, 60)
- 4 (betont) in Aufforderungssätzen als Ausdruck dringender Mahnung; *unbedingt, ganz bestimmt; auf jeden/keinen Fall*
- ..., „Den Rauch vom Schießpulver haben wir bis oben hin gerochen“, schildert ein Hausbewohner: „Meine Frau hat gesagt, geh' *ja* nicht 'runter.“ ... (FR, 2)
- Partikelkombinationen:
- ...Der wischte sich die Hände an den Hosen ab – eine typische Malerbewegung – und drohte, bevor er verschwand: „Daß du *mir ja* nix von meinem Fisch nimmst!“ Oskar aber hatte genug vom Fisch.... (Grass, 457)
- ..., „Oho“, hatte der Wimmer Sepp ihn unterbrochen, „täusch dich *nur ja* nicht, mein Lieber. Ich bin keiner von denen, die neugierig die Post durchschnüffeln!“... (Jung, 12)
- 5 (unbetont) zur steigernden Anreihung von Sätzen od. Satzteilen; *mehr noch; sogar; um nicht zu sagen*
- ...Nicht einmal das Läutwerk, das sonst empfindlich, *ja* fast hysterisch auf den geringsten Stoß, auf draußen vorbeirollende Bierwagen reagierte, zeigte sich durch meinen Schrei beeindruckt.... (Grass, 52)
- ...Den Dr. Werner wollte ich vertreiben, bloßstellen, ihn der Puscherei, *ja* sogar der fahrlässigen Tötung während einer Kehlkopfoperation bezichtigen. ... (Grass, 404)
- ...Die Höflichkeit kann so bis zur unpersönlichen Form werden, man kann auch den unsympathischen Menschen mit derselben, *ja* vielleicht mit einer größeren Höflichkeit behandeln, als den sympathischen.... (Bolnow, 84)
- ...Alle unsere 367.000 großen Vierbeiner gehen während der Regenzeit Wochen, *ja* Monate restlos über die neuen Ostgrenzen hinaus, mit denen man jetzt den Sengeti-Nationalpark abgrenzen wird, das wissen wir nun.... (Grzimek, 191)
- 6a (betont od. unbetont) reiht einen Satz an, in dem konzessiv Bezug auf vorangegangene Aussagen od. Gedanken genommen wird; *allerdings*
- ...Nun, glücklich bin ich wahrscheinlich nicht gewesen, aber zufrieden, – *ja*, das

war ich wohl. Ich habe gute Kinder gehabt, und mit der Gesundheit ist es die längste Zeit auch gegangen.... (Bergengrün, 45)

- 6b (betont od. unbetont) bestätigt die Berechtigung einer vorangegangenen Frage

...Hätte das nun nicht immer so fortgehen können, ja, hätte es nicht eigentlich so fortgehen müssen?... (Bergengrün, 26)

- 7a (allein stehend) dient dazu, sich am Telefon zu melden

...Er übergab den Hörer mit einer vielsagenden Verneigung dem Prinzen. „Ja, wer ist da?“ fragte Prinz Flavio.... (Larsen, 45)

- 7b (allein stehend) drückt einen Zweifel, eine Frage aus, wenn man etwas nicht verstanden hat od. glauben will

...„Hmm, ich liebe Püree“, schmalzte Klaus mit der Zunge. „So? Ja?“ kam es fast tonlos über Barbaras Lippen. „Darum habe ich auch so viel Kartoffelpüree gemacht.“... (Torwegge, 43)

Die Aufnahmen wurden sowohl auditiv – Segmentierung pragmatischer/rede-syntaktischer Basiseinheiten<sup>17</sup> und Notation von Akzentpositionen und -stärken sowie phonetische Transkription der *jas* – als auch größtenteils akustisch – Ermittlung der Grundfrequenz-, Intensitäts- und Dauerwerte – analysiert.<sup>18</sup>

Die Analysen führen uns zunächst zu den folgenden beiden allgemeineren Ergebnissen:

1. Die fünf Realisationen von *ja* sind bei 25 der 26 Belege gleich, d.h. zwischen den SprecherInnen sind keine Unterschiede hinsichtlich der Ausdrucksseite der jeweiligen Bedeutung zu beobachten. Lediglich bei 6b – Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage – wird das *ja* von drei SprecherInnen akzentuiert, von zweien aber nicht. Diese Variabilität wird allerdings auch im Duden angegeben (siehe auch Ergebnis 2).

2. Die Realisationen von *ja* in unserem Korpus stimmen mit den Angaben – soweit vorhanden – in dem Wörterbuchartikel des Duden überein. Diese Übereinstimmung betrifft sowohl die (Nicht-)Akzentuierung als auch das Auftreten von *ja* als selbständiger pragmatischer Basiseinheit (Funktionen 1a sowie 7a und 7b). Über die Angaben im Duden hinausgehend realisieren unsere Spre-

<sup>17</sup> *Pragmatische/redesyntaktische Basiseinheit* (im Nachfolgenden abkürzend als *pragmatische Basiseinheit*) bedeutet, dass die betreffende (Teil-)Äußerung im Kontext äußerungssemantisch vollständig ist, eine erkennbare Äußerungsabsicht hat und mit einem Intonationsmuster korreliert (vgl. dazu auch Kehrein 2001). Zu beachten ist dabei, dass die Redesyntax nicht mit der schriftlichen Vorlage übereinstimmen muss.

<sup>18</sup> Zu allen Ausführungen zur Prosodie vgl. Kehrein 2001. Die akustischen Analysen wurden mit dem Sprachanalyseprogramm Praat durchgeführt (vgl. <http://www.praat.org>). Im laufenden Text und im Anhang findet sich für jede der zwölf Bedeutungen eine Abbildung einer akustischen Analyse.

cherInnen (mitunter) auch die Ausdrucksseite der Bedeutungen 1b, 2, 6a und 6b als pragmatische Basiseinheiten mit jeweils lokalen Intonationsmustern.

Die folgende Tabelle bietet eine Übersicht über die Angaben im Duden im Vergleich zu unserer Erhebung:<sup>19</sup>

Bedeutung nach Duden	Anzahl der Belege	Signifikant nach Duden			Signifikant in Erhebung (jew. Anzahl d. SprecherInnen)		
		betont	unbetont	Stellung	akzentuiert	nicht akzentuiert	pragm. Basiseinheit
1a zustimmende Antwort	2				5		5
1b m. Modaladverb (freudige) Bekräftigung	1				5		1
2 zustimmende Antwort wird erwartet	1	+		nachgestellt	5		5
3a Hinweis auf etwas Bekanntes	8		+			5	
3b Erstaunen od. Ironie	1		+			5	
3c einschränkend	2		+			5	
4 dringende Mahnung	3	+			5		
5 steigernde Anreihung	4		+			5	
6a konzessiver Bezug auf vorangegangene Aussage	1	+	+		5		3
6b Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage	1	+	+		3	2	3
7a Melden am Telefon	1			allein stehend	5		5
7b Ausdruck von Zweifel	1			allein stehend	5		5

3. Die Ausdrucksseite der Bedeutungen 1a, 1b, 2, 6a, 6b, 7a und 7b kann eine pragmatische Basiseinheit bilden. Wie die oben in Anm. 17 angegebene Definition deutlich macht, heißt pragmatische Basiseinheit nicht, dass die (Teil-)Äußerung zwischen zwei Pausen – etwa den *spatia* vergleichbar – steht. Vielmehr bildet *ja* hier im Kontext eine Einheit, die

<sup>19</sup> Die weiteren Ausführungen beziehen sich auf die hier genannten Merkmale der Ausdrucksseite.

1. äußerungssemantisch vollständig ist,
2. eine erkennbare Äußerungsabsicht hat und
3. mit einem Intonationsmuster korreliert.

Die jeweiligen Intonationsmuster tragen dann ihrerseits zur Äußerungsbedeutung bei (siehe auch unten). Die folgende Abbildung zeigt eine akustische Analyse des Belegs für Bedeutung 2, bei dem das *ja* eine pragmatische Basiseinheit bildet, aber dennoch ohne Pause an die vorangehende Einheit angehängt ist.

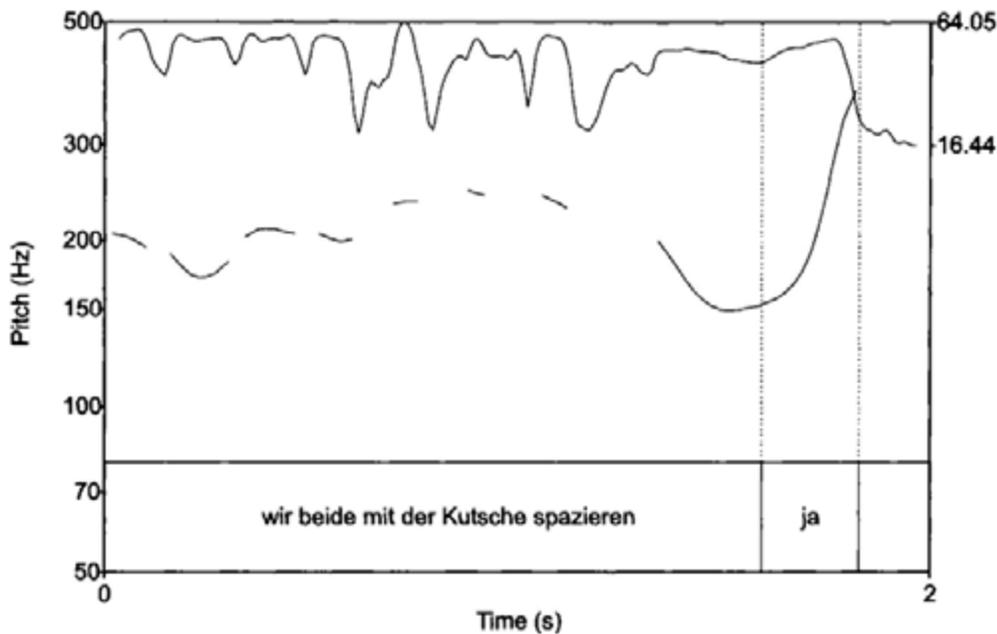


Abb. 1 (Bedeutung 2)<sup>20</sup>

4. Jedes *ja*, das eine pragmatische Basiseinheit bildet, trägt einen Akzent, aber nicht umgekehrt (z.B. Bedeutung 4).

5. Bei den Akzenten handelt es sich in jedem Fall um Äußerungsakzente. Das bedeutet, dass die jeweilige Silbe *ja* auditiv prominenter ist als nicht akzentuierte Silben und gleich prominent wie andere Silben des sprachlichen Kontextes mit Äußerungsakzent. Besonders starke Prominenz (Hervorhebungsakzente) kommt bei *ja* nicht vor.

Die akustischen Korrelate der Äußerungsakzente sind uneinheitlich. Der Prominenzwahrnehmung kann sowohl ein Merkmalskomplex aus höherer Grundfrequenz oder höherem F0-Umfang (d.h. einer größeren Differenz zwi-

<sup>20</sup> Die Abbildungen der akustischen Analysen enthalten folgende Informationen: Intensitätsverlauf (durchgezogene Linie im oberen Bereich; Maximum und Minimum sind in dB rechts angegeben), Grundfrequenzverlauf (unterbrochene Linie über die gesamte Rahmenhöhe; Skalierung von 50–500 Hz links) und Dauer des Äußerungsausschnitts (unten; alle Rahmen bilden einen zweisekündigen Ausschnitt ab).

schen F0-Maximum und -Minimum auf der Silbe), höherer Intensität und längerer Dauer der Silbe als auch die Kombination von nur zweien dieser Merkmale entsprechen.<sup>21</sup> In Abb. 2 ist die akustische Analyse eines Belegs für Bedeutung 4 wiedergegeben, bei dem der Prominenzwahrnehmung die erhöhte Dauer sowie der größere F0-Umfang auf der Silbe entsprechen.

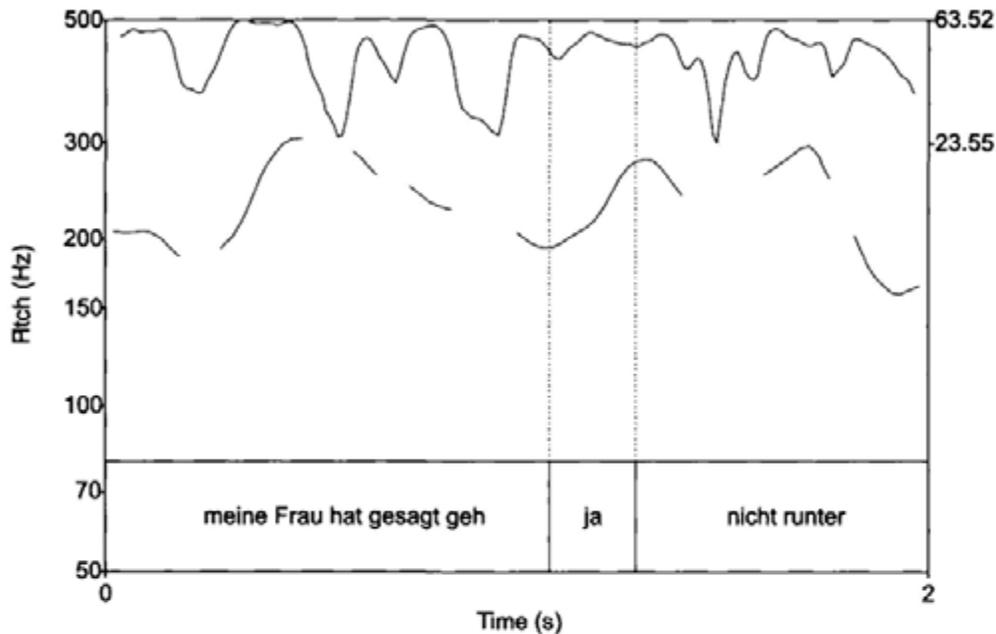


Abb. 2 (Bedeutung 4)

6. Bei den Realisierungen von *ja*, die als nicht akzentuiert wahrgenommen wurden, liegen die Werte der akustischen Merkmale ‚Grundfrequenz‘, ‚Intensität‘ und ‚Dauer‘ niedriger als bei umliegenden Silben des sprachlichen Kontexts (siehe Abb. 3).

<sup>21</sup> Für *höher* und *länger* können keine absoluten Werte angegeben werden. Diese Angaben sind vielmehr streng relativ zu umliegenden Silben zu ermitteln.

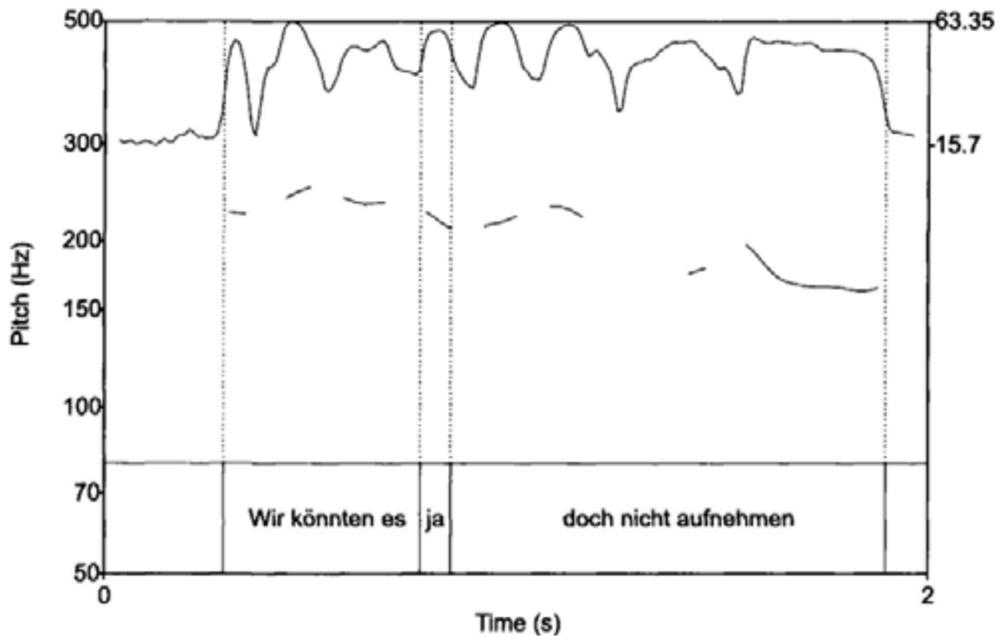


Abb. 3 (Bedeutung 3a)

7. Zwischen den Realisierungstypen, die sich darin unterscheiden, dass sie einerseits pragmatische Basiseinheiten bilden können und/oder akzentuiert sind und andererseits nicht akzentuiert sind, besteht ein weiterer, segmenteller Unterschied: Der Vokal des *ja* wird bei den nicht akzentuierten Realisierungstypen regelmäßig als [ɐ], d.h. als reduzierter, zentralerer Vokal realisiert als bei den akzentuierten Realisierungstypen. Bei diesen liegt ein [a] vor.<sup>22</sup> Auch diese Wahrnehmung lässt sich durch akustische Analysen stützen: Der F1 (Formant 1) beim Vokal der nicht akzentuierten Silben liegt niedriger als bei den akzentuierten Silben. Diesem Messergebnis entspricht artikulatorisch ein leicht geschlossenerer, zentralerer Vokal. Möglicherweise handelt es sich bei diesem formalen Merkmal um ein Epiphänomen der (Nicht-)Akzentuiertheit.

Auf der Grundlage der berücksichtigten formalen Eigenschaften ‚Fähigkeit, eine pragmatische Basiseinheit zu bilden‘, ‚Akzentuiertheit‘ und ‚Vokalqualität‘ lässt sich der Schreibzeichen-Signifikant von *ja* relativ eindeutig in zwei Sprechzeichen-Gruppen einteilen:

Gruppe 1: pragmatische Basiseinheit, akzentuiert, [a]  
– Signifikant der Bedeutungen 1a, 1b, 2, 6a, 6b, 7a und 7b

Gruppe 2: keine pragmatische Basiseinheit, nicht akzentuiert, [ɐ]  
– Signifikant der Bedeutungen 3a, 3b, 3c und 5

Allein das *ja* mit der Bedeutung 4 bildet eine gewisse Ausnahme, indem alle Realisierungen die Eigenschaften ‚akzentuiert‘ und ‚[a]‘ haben, die Ausdrucks-

<sup>22</sup> Der Einfachheit halber transkribieren wir das angegebene Grundzeichen, dem streng phonetisch ein [a] bzw. [ɔ] entspricht.

seite aber in keinem Fall eine pragmatische Basiseinheit bildet (bilden kann?). Nicht nur weil diese Eigenschaft das distributionelle Verhalten und die Selbständigkeit von Zeichen charakterisiert, erheben wir sie für unsere Einteilung zum primären Kriterium, sondern auch weil die Eigenschaft „Fähigkeit eine pragmatische Basiseinheit zu bilden“ ein weiteres wichtiges Charakteristikum impliziert: die Fähigkeit einer Einheit, ein Intonationsmuster zu tragen. Daher ordnen wir den Realisierungstyp für Bedeutung 4 in die zweite Gruppe ein, die auf diese Weise in zwei Untergruppen zerfällt.

Vergleichen wir die aufgrund der ausdrucksseitigen Merkmale gewonnene Einteilung mit der Inhaltsseite, ergeben sich also die folgenden formal-funktionalen Gruppen:

Gruppe 1: pragmatische Basiseinheit, Intonationsmuster, akzentuiert, [a]

- 1a zustimmende Antwort
- 1b mit einem Modaladverb [freudige] Bekräftigung
- 2 zustimmende Antwort wird erwartet
- 6a konzessiver Bezug auf vorangegangene Aussage
- 6b Bestätigung der Berechtigung einer vorangegangenen Frage
- 7a Melden am Telefon
- 7b Ausdruck von Zweifel

Gruppe 2: keine pragmatische Basiseinheit, kein Intonationsmuster:

Gruppe 2a: nicht akzentuiert, [ə]

- 3a Hinweis auf etwas Bekanntes
- 3b Erstaunen oder Ironie
- 3c einschränkend
- 5 steigemde Anreihung

Gruppe 2b: akzentuiert, [a]

- 4 dringende Mahnung

Für beide Gruppen lassen sich relativ problemlos ‚übergreifende‘ Bedeutungen (im Sinne von Weydt) formulieren:

1. Die Ausdrucksseite der Gruppe 1 steht für ein Signifikat ‚Bestätigung/Zustimmung‘;
2. Die Ausdrucksseite der Gruppe 2a steht für ein Signifikat mit dem Merkmal ‚bekannt‘ (siehe Thurmair 1989, 104ff. und Weinrich 1993, 844);
3. Die Ausdrucksseite der Gruppe 2b steht für ein Signifikat mit dem Merkmal ‚Verstärkung‘ (siehe Thurmair 1989, 104ff.)

Die (relative) inhaltsseitige Einheit von Gruppe 2, der ‚Abtönungsgruppe‘, kommt dadurch zustande, dass es einen offensichtlichen Zusammenhang zwischen den Merkmalen ‚bekannt‘ und ‚Verstärkung‘ gibt: